

Peter Heintel

Der Verlust der Stille

Eine kulturkritische Diagnose

◆ Beschleunigung, so meinen Soziologen, sei die Quintessenz der Moderne und ihrer Rationalisierung. Die Herrschaft über die Zeit sollte Freiheit, die Erweiterung der persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten, die Effizienzsteigerung der Produktion etc. bringen. Aber zugleich sind wir immer mehr Beherrschte durch die „Eigenzeiten“ der verschiedenen Systeme und Lebensverhältnisse. Am Phänomen der „Stille“ brechen die Widersprüche auf. Der Klagenfurter Philosoph Peter Heintel beschreibt in seinem Essay die Ambivalenzen im Umgang mit Stille und Zeit. Er zeigt mit analytischer Schärfe, dass in unserer Schwierigkeit mit der Stille die Frage nach unserer Identität aufbricht. (Redaktion)

Es gibt sie eigentlich gar nicht die Stille. Nicht nur deshalb, weil wir ständig irgendwelchen Lärmquellen ausgesetzt sind, sondern weil selbst noch im Rückzug aus der lauten Welt, im sich Hineinbegeben in Ruheräume, abgeschlossene Zellen Hörbares zu vernehmen ist; irgendwelche zufälligen Geräusche, eine Kirchenglocke, die an Zeitabschnitte erinnert, das Zwitschern eines Vogels im Vorbeiflug. Es meldet sich auch der eigene Körper, man hört sich, sein Herzklopfen, die leise Melodie der eigenen Rhythmen. Was also ist uns verloren gegangen, wenn es sie – *die Stille* – gar nicht gibt? Meinen wir vielleicht jene, die uns erreicht, wenn wir die Fenster gegen den Straßenlärm schließen? Oder eine, die sich einstellt, wenn wir weitab vom Alltagsgeräusch zur Ruhe kommen, der Zwillingschwester der Stille? Gewiss, Lärm kann nerven und wie uns mitgeteilt wird, das Herzinfarktrisiko erhöhen und weniger Lärm schon als Erholung empfunden werden. Genügt uns das? Vielfach wahrschein-

lich schon und so können sich unsere Wellnessstempel ohne Bedenken als „Oasen der Stille“ bezeichnen. Nur, zu still darf es auch in ihnen nicht sein, Programme gliedern den Tagesablauf, und es „laufen“ die Angebote hörbar.

Wir beklagen den Verlust der Stille und scheinen sie zugleich nicht leicht zu ertragen

Was kann der Grund sein? Ärzte sprechen bereits vom Phänomen der „Urlaubsdepression“, die Reisende befällt, wenn sie übergangslos zu schnell ihre Destination erreichen, und dort Ruhe, Ereignislosigkeit vorfinden. Nun sind zugegebenermaßen viele schnell errichteten Hotelklötze keine Augenweide und in parallelen Reihen nebeneinander aufgestellte „Strandkörbe“ auch keine aufmunternden Erscheinungen. Gleichförmigkeit, Ereignislosigkeit setzen sich gleichsam im Gemüt fest, man

beginnt auf gutes Essen zu hoffen und kramt den Reiseführer heraus, um attraktive Ausflugsziele der Umgebung auszumachen. Viele Hotels haben diese Gemütslage ihrer Gäste schon erkannt und bieten Animationsprogramme an, in denen unausgefüllte Erwachsene sich auf Anordnung der Animatoren in beglückende Regression versetzen. Es geschieht aber wenigstens etwas, der harte Übergang aus der Hektik zu Hause wird abgepolstert. So hat auch – Berichten nach – der Sommer-Urlaubsstau an den dafür vorgesehenen Samstagen meist sein Gutes. Es dauert länger, den gewählten Ort zu erreichen, auf Parkplätzen stellen sich Gemeinschaftserlebnisse ein, Kinder spielen Fußball mit anderen, Freundschaften werden beim Picknick um Campingtische herum geschlossen.

Überlagerung

Es scheint also schwer zu sein, sich überganglos in die Stille hineinzubegeben, Ruhe in sich zu finden. Aus unserem (Arbeits-)Alltag kennen wir eher das Phänomen der „Überlagerung“. Zeitverdichtung und die Beschleunigung aller Prozesse in ihm verkürzen eher Übergänge, Pausen, reihen ein Ereignis lückenlos an das andere. Der Tag ist durchgetaktet, er verläuft zwischenraumlos und die sogenannte Freizeit setzt entweder fort, woran der Tag gewöhnt hat, oder hat ihren eigenen Zeitplan, der aufgefüllt wird durch immer mehr Aufgaben, Entscheidungen, Pflichten, die den Individuen in unserer „Multioptionsgesellschaft“ (P. Groß) zu wachsen. Überlagerungen sind die „Rache“ unserer „Eigenzeiten“, die einen anderen Takt vorgeben. Wenn Gefühle berührt werden, die Intensität von Ereignissen und Tagesetappen steigt, bleibt die Seele dort gleichsam

etwas länger stehen, und nimmt die nächsten Erinnerungen mit. Ihr Nachklang stört; abschalten, neu konzentrieren ist geboten, nicht immer spielt der Körper mit. Nach einem vollen Tag ist schnelles Einschlafen nicht immer leicht und so manches muss, Verarbeitung erhoffend, in die Träume mitgenommen werden. Seit einiger Zeit schon ist es üblich geworden, Pausen zu verkürzen oder abzuschaffen, die „Kaffeeküchen“ sind Automaten gewichen zur individuellen Schnellbedienung, und Raucherecken für Rauchpausen sind ohnehin diskriminiert. Zugleich wird das „rauere“ Klima in Beruf und Arbeit bedauert, ein Ansteigen von Aggression und Mobbing festgestellt. Das alles mag vielerlei Ursachen haben, die Pausenlosigkeit ist sicher eine davon. Pausen dienen nämlich dem gemeinsamen „entlastenden“ Gespräch, in dem man Kritik und Enttäuschung los werden konnte, eine Gelegenheit fand, die man im „Offiziellen“ nicht hatte. Wenn aber diese Entlastung nicht mehr stattfindet, wird letzteres „aufgeheizt“, Gefühle werden in die „Sache“ hineinverpackt. So hört man, dass die wenigen Raucher, die noch „übrig“ sind, die sich zeitweise eine Rauchpause gönnen, etwas weniger aggressiv sind, sich allerdings gegen die Angriffe ihrer nichtrauchenden Kollegen ständig zur Wehr setzen müssen.

Eigenzeiten

Übergänge, Pausen sind Gewöhnung an die Stille und wir brauchen diese, wenn wir von ihr nicht überfallen werden wollen. Eine andere Bedeutung kommt in Sicht. Hier hat Stille nichts mit Lärm zu tun. Es geht um eine Unterbrechung, ein Innehalten, das Schaffen eines Zwischenraumes, um eine „andere Zeit“, einen anderen

Takt. Man spricht sogar von Auszeiten, so als würde hier keine Zeit sein. Hängt Stille vielleicht mit dieser „Zeitlosigkeit“ zusammen, der wir uns aussetzen, der wir ausgesetzt sind? Wir leben gleich-zeitig in mehreren Zeiten, der Uhr- und Kalenderzeit, der szenischen Eigenzeit unseres Bio-rhythmuses, unsere Gefühle, unsere Seele beanspruchen *ihre* Zeit und richten sich nicht nach der Uhr (Emotionen kommen und gehen wie sie es wollen, nicht wie ich es will; wie oft scheitert unser Vorsatz, sich diesmal nicht zu ärgern); Beziehungen, Teams usw. brauchen wie alles Soziale zur Sicherung ihres Bestandes, ihres gelingenden Lebens Eigenzeit. Auch wenn wir letztere oft der „technomorphen“ physikalischen Zeit unterwerfen, sie nach ihrer Dominanz ordnen und offensichtlich hier Einiges außer Balance geraten ist, unser Bedauern über Beschleunigungen und das „Hamsterrad“, in das wir eingespannt sind, bringen sie wieder in Erinnerung. Aber all diese Zeiten haben ihre innere Gesetzmäßigkeit, sind an Bedingungen und Notwendigkeiten sowie äußere Verursachung angebunden. Hier hat unser Handeln sein Material, seine Bestimmung, unsere Freiheit ihre Inhalte. In ihrer Aufeinanderfolge „vergeht“ Zeit, gewinnt sie Gestalt am Vorher und Nachher. Zeitverdichtung, das Hineinstopfen von immer Mehr in gleiche Zeiteinheiten, gefördert auch durch die Tatsache, dass immer weniger Menschen die Arbeit jener übernehmen müssen, die „frei“-gesetzt sind, schließt alle Lücken dieser Aufeinanderfolge und lässt uns mit ihr ablaufen. Wenn wir sagen, wir haben keine Zeit, heißt dies nur, dass wir ihrem Vergehen ausgeliefert sind, paradoxerweise im Glauben, sie dabei besonders zu nützen, Macht über sie zu haben, jede Stunde auszufüllen, sie nicht einfach „so“ vergehen, verstreichen zu lassen.

Wo Zeit Geld ist und Geld der Gott der Neuzeit, ist gleichsam „Gottgefälligkeit“ Zeitnutzung

Zurecht wurde als Motor hinter diesem Zeitverhalten immer wieder unsere Wirtschaftsform mit ihrer technischen Unterstützung kritisiert. Wo Zeit Geld ist und Geld der Gott der Neuzeit, ist gleichsam „Gottgefälligkeit“ Zeitnutzung. Auch in der umgekehrten Form: Geld ist Zeit. Kredite ermöglichen es uns, Zukunft zu kaufen, sie vorwegzunehmen, Möglichen zum gegenwärtig Wirklichen zu machen. Zinsendienst und Rückzahlung müssen aber ebenso untergebracht werden, verlangen des öfteren nach ausgedehnter Zeitnutzung in der Gegenwart. Im religionsbestimmten Mittelalter war die Zeit bei Gott und ein Geschäft mit ihr des Teufels. Deshalb brauchte man ihn auch später noch, wenn es um Reichtum ging („ging ich einen Schatz zu graben, meine Seele sollst du haben, schrieb ich hin mit eigenem Blut“). Der Teufelspakt versprach den „Schatz“, der Preis dafür war befristete Lebenszeit; ein schnelleres Vergehen.

Was als Selbstermächtigung begann, übt nun seinerseits eine Macht über uns aus

Die Macht über die Zeit haben wir uns genommen, und müssen bemerken, dass je mehr wir sie nützen, uns die Zeit schneller vergeht. Machtausübung dieser Art führt zum Verlust, den wir dank unserer intensiven Geschäftigkeit verdrängen. Nun können wir die Macht nicht einfach zurückgeben; gibt es aber vielleicht einen anderen Gebrauch von ihr? Ein Nützen durch „Nicht-Nützen“? Paradox ist, dass wir diese Fragen – es sind solche

von „Privilegierten“ – nur stellen können, weil unser Wirtschaftssystem ökonomische Entlastungen zustande gebracht hat, die uns allen mehr Zeit (Muße) gewähren könnten, mehr Nicht-Nützen, Nichts-Tun (Müßiggang) erlauben würden. Wir können es uns „leisten“, in diese Richtung zu fragen, verweigern uns aber aus „Systemtreue“ selbst die Antworten. Was als Selbstermächtigung begann, übt nun seinerseits eine Macht über uns aus, der wir anscheinend nicht entkommen können. Was wir veranstaltet haben, richtet sich gegen uns; es nennt sich „Sachzwang“, auch wenn er gerade von jenen Menschen als Argument am häufigsten gebraucht wird, die von ihm profitieren. Zwang fordert Gehorsam und je zweifelhafter er ist, schafft er sich ein verstärktes Betriebssystem, das ihn aufrecht erhält. Warum aber unterwerfen wir uns trotz aller Einsichten? Weltweit beweist die Globalisierung die Attraktivität unseres Wirtschaftssystems und sie wird nicht bloß in der zu erwartenden ökonomischen Entlastung, dem Reichtum, dem Nachholwunsch, vielleicht sogar dem Ehrgeiz, uns noch zu übertreffen, bestehen. Könnte es sein, dass unsere ökonomisch-technologische Dominanz noch andere, tiefere Ursachen hat? Dass man nicht zum Sündenbock machen darf, wo man selbst und allesamt beteiligt ist?

Zeitsouveränität – wir haben sie in unserer Geschichte einfach noch nicht gelernt

Wenn heute der Verlust der Stille beklagt wird, kann Lärmschutz eine Antwort sein. Die „lärmende Welt“ war aber immer schon Metapher für eine Gesamtdiagnose („Da draußen stets betrogen, saust die geschäftige Welt, schlag noch einmal die Bo-

gen um mich du grünes Zelt“; so heißt es in der Vertonung von Mendelssohn-Bartholdy; es ist eine Zeit, die als Fluchtpunkt die Natur entdeckt – bis heute als Ort der Stille ein Symbol. Allerdings handelt es sich um eine „ästhetisierte“ Natur, in der der Mensch gefahrlos wandeln kann, in der er aber auch nichts „tun“ muss, weil sie für sich selbst sorgt). Stille, so ergab unsere erste Annäherung über Pause sowie Innehalten und die Sehnsucht nach ihr, hat etwas mit Unterbrechung, Ausstieg, Auszeit zu tun. Wohin gehen wir aber, wenn wir aussteigen, in welche Richtung bewegen wir uns, was wollen wir dort finden?

Vor nunmehr dreißig Jahren wurde in den Medien von einer Untersuchung berichtet, die am Kennedy-Airport New York durchgeführt wurde. Es handelte sich um eine „Kundenbefragung“. Mit hoher Übereinstimmung kritisierten die Flugpassagiere die langen Wartezeiten am „belt“ (Gepäcksband). Auf diese Kritik antwortete der Flughafenbetreiber angeblich mit einer „eleganten“ logistischen Umstellung, nämlich mit einer Wegeverlängerung. Durch sie mussten nun die Passagiere länger gehen und nicht mehr so lange warten. Eine Kontrollbefragung stellte allgemeine Zufriedenheit fest. Der Schluss daraus: Gehen ist angenehmer als Warten in gleicher Zeiteinheit. Vor allem überraschendes Warten stört und ärgert. Warum? Eigentlich wird uns eine Auszeit geschenkt, eine, für die uns noch dazu niemand verantwortlich machen kann. Warum fällt es uns so schwer, sie anzunehmen? Freilich könnten wir hier gut erzogen durch die dominante Ideologie sagen, dass ungenützte Zeit verrinnt, uns dieses knappe Gut an dieser Stelle als solches besonders zu Bewusstsein kommt; auch dem Empfinden nachgeben, dass wir in einer „Versäumnissgesellschaft“ leben, in der ständig ungeheuer

viel passiert, was an uns vorbeifließt, ohne aufgenommen zu werden, obwohl es von Interesse sein könnte. Inzwischen haben wir ja mannigfache Überbrückungsgeräte, die uns dabei helfen, die Auszeit „totzuschlagen“. Handys stellen Kontakte zu allen möglichen Personen her – die Gespräche, die man als gezwungener Zuhörer vernimmt, sind selten von zwingender Notwendigkeit. PCs, iPads etc. lassen berufliche Erledigungen ins Warten eintreten, Bücher sieht man immer seltener, vielleicht, weil deren Lektüre so wenig mit dem Anderen, dem eben Beschriebenen zu tun hat, gleichsam „auszeitlichen“ Charakter hat. „Nützliche“ Beschäftigungen füllen die unerwartet zugesprochene Zeit, sie soll sich nicht ausbreiten.

„Arbeiten ist leichter als leben“, sagte unlängst ein Kollege zu mir und traf damit eine unserer Schwachstellen. In der Arbeit wissen wir im Allgemeinen, wozu es geht, unsere Zeit ist strukturiert, vorgegeben, Abläufe geregelt (sogenannte „Freiberufler“, die sich ihre Zeit selbst regeln könnten, haben meist die vollsten Terminkalender, empfinden größere „Lücken“ förmlich als Existenzbedrohung). Im „Leben“ herrscht diese Klarheit weniger; man kann, zumal wenn man pubertierende Kinder zu Hause hat, nie genau wissen, was nach Arbeitsschluss, am „Feier“-Abend daheim zu erwarten ist; aber auch gemeinsames Schweigen, Sprachlosigkeit, entspringend der Gewohnheit, dem längst „Gesagten“, kann bedrückend sein. Überstunden im Büro verkürzen diese „Lebenszeiten“ und Fernsehprogramme strukturieren Zeit, Serien holen uns Bekannte ins Haus, mit denen wir nicht reden müssen.

So befinden wir uns in einem ständigen Widerspruch. Von allen Seiten hört man es: man wünscht sich mehr Selbstbestimmung über *seine* Zeit, also „Zeit-

souveränität“, beklagt Fremdbestimmung und äußeren Zwang. Zugleich bemerken wir spätestens in der Beobachtung unseres Freizeitverhaltens, wie unsouverän wir sind. Freiheit, Selbstbestimmung, die Forderungen der Aufklärung an uns als Individuen gerichtet – zumindest als moralische „gewissenhafte“ Menschen, kontrastieren mit großen Verlegenheiten, sie auch wahrzunehmen. Offensichtlich gehört hier auch Zeitsouveränität dazu; wir haben sie in unserer Geschichte einfach noch nicht gelernt.

Nun hatte die Fremdbestimmung der Zeit, besser noch die ihrer Ordnungen einen guten Sinn, der unser Lernversäumnis verstehen lässt. Zeitordnungen zwingen Menschen zusammen, ermöglichen ihre Organisation, ihren Verkehr, ihre aufeinander abgestimmte Kooperation. „Pünktlichkeit ist die Tugend der Könige“, lautete früher ein Spruch, der bezeugt, dass sich auch die Mächtigsten, die ja bekanntlich manchmal neue Kalender und Zeitrechnungen in die Welt setzten, also die Macht hätten, sich über Regelungen hinwegzusetzen, es sich zur Tugend anrechnen konnten, wenn auch sie sich dieser Fremdbestimmung unterwarfen. Wir können daraus auch besser verstehen, weshalb die Zeit zu einer Angelegenheit Gottes gemacht wurde, aus der Verfügung der Menschen genommen, die „Würde“ höchster Fremdbestimmung und Unrelativierbarkeit erhielt. Demgegenüber hat unsere bürgerliche Neuzeit gezeigt, was Menschen mit der Zeit alles „machen“ können, von Arbeitszeitregelungen über Zeitonenordnungen, Messbarkeitserweiterungen bis in die Nanosekunden, die Abschaffung von Feiertagen zwecks Handelsprofit und Kauflust; eine letzte Willkür ist die uns alljährlich zweimal ereilende Zeitverschiebung in Sommer- und Winterzeit, von der niemand

mehr sagen kann, welchen Nutzen sie uns bringen soll. Es beweist aber diese Willkür, diese Verschiebung aus dem völlig Abstrakten, Grundlosen unsere Macht über die Zeit am deutlichsten (was auch daran zu sehen ist, dass Medwedew, der russische Präsident „verkündet“ hat, dass ab diesem Jahr nur mehr die Sommerzeit gilt). *Die Zeit* als ein uns bestimmendes Subjekt gibt es offensichtlich gar nicht, sie muss sich unseren Anordnungen unterwerfen.

In ausreichendem Maße hat daher unsere neuzeitliche Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, gestützt auf ihre ideologischen Grund-„Wahrheiten“, kollektive Zeitsouveränität vor Augen geführt. Einer derart auf das Individuum und seine Freiheit ausgerichtete Neuzeit, der ebenso überbordender Individualismus diagnostiziert wird, kann nun nicht vorgeworfen werden, in ihm auch die Sehnsucht nach persönlicher Zeitsouveränität wachgerufen zu haben. Wo aber kann sich diese Selbstermächtigung entfalten? Wie können Selbst- und Fremdbestimmung ihren Widerspruch in Balance bringen? Die Angst, dass diese nicht gelingt, zu viel Selbstbestimmung an den Grundfesten unseres gewählten Überlebensmodells rütteln würde, mag man den Diskussionen über ein bedingungsloses Grundeinkommen entnehmen.

Weiterführende Literatur:

Peter Heintel, Innehalten. Gegen die Beschleunigung – für eine andere Zeitkultur, Freiburg i. Br. 1999, ⁵2007. (Jubiläumsausgabe)

Kurt Broer / Peter Heintel, Hirnforschung als dialektische Sozialwissenschaft, Wien 2005.

Peter Heintel / Larissa Krainer / Martina Uko-witz (Hg.), Beratung und Ethik. Praxis, Modelle, Dimensionen, Berlin 2006.

Letzteres würde ganze Gesellschaftsgruppierungen kollektiv in eine Freizeit entlassen, die nicht mehr mit dem Makel der Arbeitslosigkeit belastet wären, die immer noch dafür sorgt, dass ihre Zeit nur negativ empfunden werden kann.

Die Stille der Auszeiten verändert die alltägliche Zeitstruktur

Von unseren Schwierigkeiten mit Auszeiten, dem Warten, war die Rede, jenen der Ungeübtheit in individueller Zeitsouveränität. Zieht man beide zusammen, öffnet sich ein Weg in jene tieferliegenden Ursachen, auf die wahrscheinlich auch unser Wirtschaftssystem nur Antwort ist. Auszeiten sind der Ort von Erfahrungen und Erlebnissen, die im Lärm des Alltags, seiner lückenlosen Betriebsamkeit zu leise sind, um gehört zu werden. Auszeiten sind Gelegenheiten für eine „Stille“, in der sie sich Gehör verschaffen; zugleich auch das Einfallstor von Gedanken, die wir sonst nicht denken, weil ja intensiverem Nachdenken die Zeit fehlt. Nachdenken kommt nämlich zunächst immer danach, muss Vergangenes, bereits Geschehenes in die Gegenwart holen, Unterlassenes wieder aufleben lassen. Nicht immer ist dies angenehm. Die Stille der Auszeiten verändert die alltägliche Zeitstruktur, dreht gleichsam ihre Abläufe um; setzt gewohnte Aktivität aus. Es muss nicht entschieden, nicht gehandelt werden. Nicht mehr unterworfen der „getakteten“ Zeit, wurde mit dieser Stille immer schon ewige Gegenwart, Zeitlosigkeit verbunden. Die Mystik vieler Religionen sah hier den Ort der Gottesnähe, an welchem Gott unmittelbar erlebt werden konnte, wo die Person mit *ihrem* Absoluten konfrontiert wird; wo Erfüllung und Zerknirschung sich die Hand reichen.

Auch wenn wir den Verlust der Stille beklagen, ihr Erleben ist von hier aus gesehen immer von Ambivalenzen durchdrungen, verschärft durch jene Ausformungen des Individualismus, der uns im Ertragen von Stille in die Einsamkeit führt, in den ausweglos unendlichen Weg selbstbezogener Grübeleien, in der jede Antwort offen bleibt, keinen Rückhalt bekommt. Kein Wunder, wenn wir versuchen, uns selbst aus dem Weg zu gehen, vermeiden, uns allein anzutreffen. Humorvoll wird zu dieser Lage der Spruch verwendet: „Was mache ich, wenn ich in mich gehe und merke, dass ich nicht zu Hause bin“ (mich „verlassen“ habe, als bestimmtes Ich gar nicht vorhanden bin, jedenfalls nicht so, wie ich es mir wünschen würde). W. Benjamin hat diesbezüglich eine „Definition“ von Glück vorgeschlagen: „Glück ist zu sich selbst zurückzukommen und nicht zu erschrecken.“ Augustinus hat in diesem In-sich-Gehen die einzige Möglichkeit gesehen, sich zu „transzendieren“. Auch das Glück der Griechen, die Eudaimonie (nicht ganz exakt mit „Glückseligkeit“ übersetzt), wird nicht irgendwo außerhalb gefunden, sondern in sich, wenn hier ein guter Daimon (Geist) „am Werk“ ist.

Zerstreut in den Angeboten und Gelegenheiten des Alltäglichen, sind wir meist „außer“ uns. Außer-uns-Sein klingt negativer als es wirklich ist. Es verbindet uns mit der Welt, den anderen Menschen, den Einrichtungen, die wir selbst geschaffen haben, denen wir entsprechen sollen. In vielerlei Zugehörigkeiten müssen wir uns bewähren. Sie fordern öfter den Wechsel in ein anderes Ich, unterschiedliche Anpassungen, differenziertes Verhalten. Dieses vielfältige Außer-sich-Sein bedarf der Vermittlung, eines Zusammenhanges, der vermeidbar macht, dass wir in uns selbst zerfallen. Der Zusammenhang ist wieder-

um in zweifacher Art möglich: Wiederum im Außen, in einer Weltanschauung, die ich mit hoffentlich vielen anderen teile, oder im Inneren, in der Konfrontation mit mir selbst. Die erste beheimatet sich in kollektiven Identitäten, die zweite versucht Vermittlung mit sich selbst. Die erste verspricht Geborgenheit, die zweite erlebt Entzweiung, eine Differenz zu sich selbst tut sich auf. Zeiten dominanter Religionen oder Weltanschauungen sicherten über die Macht ihrer Institutionen vorzügliche Zugehörigkeiten, Verbindlichkeiten in Identitätsorientierung, ein vielversprechendes Außer-uns-Sein. Unsere „übrig gebliebene“ letzte dominante Institution scheint die technologisch gestützte Ökonomie zu sein, mit ihrem weit gespannten Bogen der Selbstablenkung, der Zerstreuung ins unendliche Angebot, das so viel verspricht, was früher nur Traum und Sehnsucht, aufbewahrt in Sagen, Märchen und Volksweisheiten nicht in Vergessenheit geraten sollte. Die Verführung in diese Außenhalte ist groß und wir alle unterliegen ihr; es ist zugleich jenes Geflecht, das im Außen die Welt in sich zusammenhält.

Sich selbst zu gewinnen heißt auch sich zu verlieren

Es herrscht hier aber eine eigentümliche Dialektik: Die moderne ökonomisch dominierte Gesellschaft hat ungeheuren Differenzierungsbedarf entwickelt, damit die Mehrfachzugehörigkeiten und den Identitätsbedarf gesteigert. Zugleich braucht sie für die Arbeitsorganisation, die Leistungszumessung, erst recht für eine „kreative“ Weiterentwicklung in Ökonomie, Wissenschaft und Technik das individuelle Potenzial. Die Person bekommt eine besondere „Würde“, die auch in der Moral als Auto-

rität des Gewissens hervortritt. Selbstvergessen kann nun dieses Individuum, der „Gedankenstrich“ zwischen allen Zugehörigkeiten, sich im Außen befriedigen und entlasten. Es bleibt aber das „unglückliche Bewusstsein“ eines zweifellos zeitweise überforderten „Innen“. Einkehr in sich, in die „Stille des Gemüts“, ein Zu-sich-selbst-Kommen, in all dem Anderen, das uns umgibt, bestimmt, fordert, ablenkt, landet zunächst im „Leeren“. So wie das Ich nicht fassbar unbestimmt, sich ständig Aufgabe bleibt (Menschen *sind* nicht bloß, sie sind sich immer auch aufgegeben), so auch dieser erste Schritt der Trennung und Entzweiung, er verlässt sicheres Terrain, löst ab. Sich selbst zu gewinnen heißt auch sich zu verlieren. Daher die Ambivalenz der Stille. Gleichsam ins „Nichts“, bestenfalls in einen Freiraum der Möglichkeiten und verlassenen Wirklichkeiten gestellt, erkennen wir trotz der Rückkehr zu einem gleichsam dauerhaft begleitenden Ich seine Endlichkeit. Die Stille lässt schwanken

zwischen dem Absoluten und dem Tod, der uns endgültig von uns ablöst. Sich dieser Erfahrung „auszusetzen“, aus der Zeit zu stellen, braucht Kraft und Mut. Wenn wir den Verlust der Stille beklagen, kann es sein, dass es uns daran mangelt? Vielfach scheint hier wahrscheinlich der Einzelne überfordert. Auch in der Einkehr zu sich selbst wird Gemeinschaft, der Ort des „heiligen“ Geistes, nötig sein.

Der Autor: Prof. Dr. Peter Heintel hat auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie und Gruppendynamik veröffentlicht. Besondere Beachtung bekamen seine Schriften zur Geschichtsphilosophie, Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte. Er ist auch als Zeitforscher bekannt und hat den „Verein zur Verzögerung der Zeit“ gegründet. Arbeitsschwerpunkte an der Alpen-Adria Universität sind Interventionsforschung, Kulturelle Nachhaltigkeit, Konfliktforschung.